

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse
Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
Band: 38 (1944)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Leo Helbling : Dr. Johann Fabri, Generalvikar von Konstanz und Bischof von Wien (1478-1541). Beiträge zu seiner Lebensgeschichte.
= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Heft 67-68 (Münster i. W. 1941). xv-217 SS.

Das Stift Einsiedeln hat sich ein besonderes Verdienst um die Erforschung des Lebens und Wirkens des Konstanzer Generalvikars Johann Fabri von Leutkirch erworben, der einer der bedeutendsten Vorkämpfer der katholischen Sache gegen die Glaubensneuerung des 16. Jahrhunderts war. Der derzeitige Stiftsabt Ignatius Staub hat als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Klosterschule 1911 eine gründliche Untersuchung veröffentlicht, «Dr. Johann Fabri, Generalvikar von Konstanz 1518-1523», die die Frühzeit des Humanisten und Juristen bis zum Abschluß von Fabris Romreise behandelte. In der Folge sammelte Staub neue Materialien zu einer Fabribiographie, die er seinem einstigen Schüler zur Verfügung stellte. Dr. P. Leo Helbling hatte sich bereits 1933 durch seine Monographie, «Dr. Johann Fabri und die schweizerische Reformation», als Fortsetzer der Fabriforschung eingeführt.

Als Frucht seiner Studien veröffentlicht nun Helbling im 400. Todesjahr Fabris eine neue Arbeit als Beiträge zur Lebensgeschichte des Konstanzer Generalvikars und Vorkämpfers der katholischen Kirche. Für ihn stellte sich die Frage, ob eine Einzeluntersuchung über eine Periode oder ein bestimmtes Problem aus dem Leben Fabris, oder eher eine vorläufige Zusammenfassung des verstreuten Materials zu einem Lebensbild notwendiger sei. Er entschied sich für das letztere. Das Lebensbild gruppiert er nach folgenden Gesichtspunkten: Humanist und Jurist (1-12); im literarischen Kampf gegen die Glaubensneuerung (13-58); in königlichen Diensten (59-79); auf den Wogen der großen Kirchenpolitik (80-126); Seelsorger und Bischof (127-138).

Da sich Staub eingehend mit der Frühzeit Fabris auseinandergesetzt hatte, konnte Helbling diese Periode kurz zusammenfassend nur streifen. Ausführlich kommt dafür der literarische Kampf Fabris gegen die Glaubensneuerung zur Darstellung. Es ist ein äußerst bewegtes Bild, das Helbling auf Grund der vorhandenen Materialien vom Konstanzer Generalvikar entwirft. Äußerst lehrreich für die Geschichte der großen Glaubensneuerung ist es, die innere Wandlung Fabris zu verfolgen, der anfänglich nach echter Humanistenart mit bedeutenden Vertretern der deutschen und schweizerischen Reformation auf freundschaftlichem Fuße stand, nach dem offenen Auftreten Luthers gegen die römische Kirche jedoch zu einem der entschiedensten Verteidiger des alten Glaubens wurde. Durch seine vornehme Humanistenart und das vollendete Latein war er dem zündenden Volksschriftsteller Martin Luther nicht gewachsen. Auch

gegen Zwingli zog er den kürzern, als er auf dem Zürcher Glaubensgespräch 1523 an der Spitze der bischöflichen Gesandtschaft gegen den schweizerischen Reformator Stellung beziehen mußte. Noch öfters griff Fabri gegen seinen einstigen Freund zur Feder wie er die alte Lehre auch gegen andere Vertreter der Glaubensneuerung verteidigte, so gegen Balthasar Hubmaier, Kaspar Schwenckfeld und den Ungarn Matthias Biro Devay.

Mit der Berufung Fabris an den Hof des Erzherzogs Ferdinand in Wien, die er nach längerem Zögern 1523 annahm, beginnt ein neuer Abschnitt seines wechselvollen Lebens. Es zeugt von dem Weitblick Fabris, daß er in seiner einflußreichen Stellung als Rat Ferdinands die Bedeutung der katholischen Hochschulen als wirksamste Gegenpole der Glaubensneuerung rechtzeitig erkannte. Seine Versuche, die Universitäten Wien, Freiburg i. Br. und Tübingen zu reformieren, scheiterten freilich an den Wirren der Bauern- und Religionskriege. Auch in der Reichstagspolitik hat Fabri nichts Großes schaffen können. Bleibende Verdienste erwarb er sich um das Zustandekommen des Konzils, dessen Beginn er nicht mehr erlebte. Bereits 1536 reichte er Paul III. für das nach Mantua ausgeschriebene Konzil seine Vorschläge ein. Seinem innersten Wesen nach blieb Fabri auch mitten in der großen Kirchenpolitik Priester und Seelsorger. Sein Wirken als Bischof von Wien kann freilich erst nach Erforschung der dortigen Archive eingehend gewürdigt werden.

Im Anhang bringt der Verfasser ein Verzeichnis der Werke Fabris, soweit sie gedruckt oder handschriftlich überliefert sind. Besonders wertvoll ist die erstmalige Zusammenstellung der Briefe von und an Fabri. Es sind allein deren 546, die Helbling ausfindig machte und in chronologischer Reihenfolge mit einem kurzen Regest versah. Durch diese mühevolle Sammelerarbeit hat er der zukünftigen Fabriforschung wertvollste Dienste geleistet.

Man wird Dr. P. Leo Helbling Dank wissen, daß er die weitverstreuten Materialien über Leben und Wirken Fabris zu einem vorläufigen Lebensbild ordnete. In der Sichtung und Verarbeitung des weitschichtigen Materials liegt eine Unsumme von Arbeit verborgen, die der Nichtfachmann leicht übersieht. Ein besonderes Lob verdient die lebendige und farbenfrische Sprache des Verfassers, die man nicht in allen wissenschaftlichen Publikationen findet. Wir bedauern nur, daß im vorliegenden Lebensbild eine eingehende Würdigung des literarischen Hauptwerkes Fabris, des « *Malleus in haeresim lutheranam* » unterblieben ist. Vielleicht hat der Verfasser bewußt darauf verzichtet, weil die kritische Ausgabe des « *Malleus* », die in den Händen von Prof. Dr. Anton Nägele, Ellwangen, liegt, fast gleichzeitig mit seiner Veröffentlichung erschienen ist. Auf alle Fälle bleibt Helbling das Verdienst, durch seine Arbeit das Interesse für den süddeutschen Gelehrten und Vorkämpfer des katholischen Glaubens in weiten Kreisen geweckt zu haben. Möge es ihm auch vergönnt sein, die abschließende, wissenschaftliche Biographie zu schreiben, die der große Konstanzer Generalvikar Johann Fabri wirklich verdient.

Luzern.

Johann Baptist Villiger.

Paul Burckhardt: Geschichte der Stadt Basel. Von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart. Basel, Helbing Lichtenhahn. 1942. xi-408 SS. Geb. Fr. 16.—.

Die Geschichte der Stadt Basel von Paul Burckhardt, dessen frühere historische Schriften bis heute ihren Wert behauptet haben, wird ohne Zweifel zu den besten Leistungen ihrer Art zählen. Hebt sich dieses Werk von der Geschichte der Stadt Basel, die wir Rudolf Wackernagel verdanken, sehr wesentlich ab, in seiner Anlage und in seiner Form wie auch in den Voraussetzungen überhaupt, welche im Stoff begründet sind, so dürfen wir das Buch Burckhardts doch als eine ausgezeichnete Fortsetzung der Stadtgeschichte Wackernagels bezeichnen. In erster Linie in der unverkennbaren Liebe zur Geschichte der Vaterstadt selbst, zugleich aber in einer unbestreitbaren subtilen Einfühlungsgabe in die Eigenart Basels, was beides schließlich in einem tief entwickelten Sinn für gerechtes und wohl abgewogenes Urteilen zum Ausdruck kommt. Weil Burckhardt historisch zu denken und zu fühlen vermag, findet er auch fast durchwegs den Weg zu einem gerechten Ausgleich zwischen gegensätzlichen Auffassungen, wie sie vielfach andere geschichtliche Werke noch immer beherrschen. Das muß umso mehr betont werden, als es ja die Absicht Burckhardts gewesen ist, vor allem die Entwicklung im 19. Jahrhundert zu zeichnen. Dieser Epoche gelten fast drei Viertel der gesamten Darstellung. In der Beurteilung der jüngsten Ereignisse wird Burckhardt freilich sehr zurückhaltend.

Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß der Verfasser insofern vor einer schwierigen Aufgabe stand, als es galt, einen reichen und vielfach komplizierten Stoff auf einem verhältnismäßig beschränkten Raum zu meistern. Ohne Zweifel ist die Lösung der Aufgabe nach dieser Richtung gelungen. In straffer Komposition wird uns ein überreicher Stoff dargeboten, und trotzdem ist die Darstellung durch viele, überaus ansprechende Einzelzüge ausgezeichnet, ohne welche dieselbe Anschaulichkeit nicht denkbar wäre. Aber zwangsläufig erwächst aus der Beschränkung, die Burckhardt sich auferlegen muß, eine oft schmerzlich empfundene Kürze der Darstellung gerade in der Erörterung ideengeschichtlicher Fragen. Dafür mag freilich das Bestreben Bs. entschädigen, bei aller Betonung der politischen Entwicklung auch einen Querschnitt durch alle wichtigeren Bereiche der städtischen Geschichte zu bieten. So gibt das Werk u. a. viel Wertvolles zur Kirchengeschichte, zur Geschichte der Wirtschaft und der Pflege der Wissenschaften und Künste.

Wir möchten eine andere Bemerkung trotz allem nicht unterlassen. Sie gilt einem Brauch, der sich mehr und mehr verbreitet, nämlich auf den kritischen Apparat grundsätzlich zu verzichten und ihn durch eine Bibliographie zu ersetzen. Diesen Brauch hat sich auch B. zu eigen gemacht. Ohne hieraus B. selbst einen Vorwurf machen zu wollen, möchten wir doch dem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß dieses Vorgehen so sehr Übung wird.

Es ist fast unmöglich, auf so beschränktem Raum, der Darstellung im einzelnen zu folgen. Auf einige Hinweise möchten wir indessen nicht

verzichten, um die kritische Stellungnahme Bs. wenigstens teilweise aufzuzeigen. Den knappen Aufriß der Geschichte der Reformation (1-35) wird man in seiner sachlichen und gerechten Formung zu schätzen wissen. Die Grundlinien der Entwicklung sind gut gezeichnet. Besondere Beachtung wird man der Beurteilung des Toleranzgedankens (16) und der Kritik der Bilderstürme schenken (19, 25). Mit gutem Blick sind die Wirkungen der Täuferverfolgung auf das Verhältnis der Untertanen zur Obrigkeit hervorgehoben (26), und die Erkenntnis, daß das Landvolk nur sehr ungern in den Krieg gegen die V Orte gezogen sei, wird man umso deutlicher unterstreichen, als dieses Motiv in der schweizerischen Geschichtsschreibung oft außer acht gelassen wird.

Zu vielfachen Überlegungen drängt den Leser die Würdigung der Auseinandersetzung Basels mit Bischof Blarer. B. meint in diesem Zusammenhang, die Basler Regenten hätten unvorsichtigerweise den Rechtsweg zu beschreiten versucht (40). Das ist ein eigenartiges Zugeständnis. Wenn B. sich weiter dahin äußert, durch die Erfüllung der Forderungen Bischof Blarers wäre das Rad der geschichtlichen Entwicklung Basels völlig zurückgedreht worden, so wird damit das für die Zeit der katholischen Reform grundlegende Problem des Revolutionsrechtes klar und deutlich ausgesprochen. Die geschichtliche Entwicklung umfaßte freilich kein halbes Jahrhundert, die ursprüngliche Rechtslage konnte ja kaum zweifelhaft sein. Also wird man es einigermaßen verstehen müssen, daß Bischof Blarer und gleich ihm in ähnlicher Weise die Bischöfe anderer Hochstifte die Restitution der mehr oder weniger mit Gewalt entrissenen Rechte erstrebten. Sie standen damit voll und ganz auf dem Boden der Legitimität. Daß nun ein Ausgleich schließlich möglich wurde, ist und bleibt doch auch ein Verdienst des Bischofs, der angesichts der tatsächlichen Lage nur eine Politik des Erreichbaren verfolgen konnte. Deswegen erscheint es uns wenig glücklich, daß B. die juristische Lage durch die übrigens unklare Frage abzuschwächen sucht: « ... aber war etwa die außenpolitische Entwicklung der Eidgenossenschaft juristisch haltbar? » (41). Man sieht, wie die historische und juristische Würdigung sich einander widerstreiten. Aber es sei uns der Hinweis gestattet, daß Blarer sich gleichzeitig auch mit der römischen Kurie auseinanderzusetzen hatte, die schließlich in wichtigen Belangen von einer anderen Konzeption getragen war und den Badener Vertrag verdammt hatte. Es genüge hier der Verweis auf die Korrespondenzen zwischen Rom und Bischof Blarer, welche der III. Band der Nuntiaturberichte von Giov. Fr. Bonhomini bietet (Freiburg Schw. 1929). Leider kennt sie B. offenbar nicht (vgl. auch Bibliographie p. 377 f.), sonst hätte B. in seiner offenkundigen Gerechtigkeitsliebe sie nicht übergangen und dann vielleicht auch den religiösen Motiven besser Rechnung getragen, ja selbst die Politik des Basler Rates wäre teilweise in anderem Lichte erschienen.

Mit besonderem Interesse liest man die Würdigung der Refugiantenbewegung in Basel. B. tritt freilich mit Recht einer überspitzten Kritik des Zunftwesens entgegen (50). Die Geschichte der Stadt im 17. Jahrhundert tritt eher zurück. Schön sagt B.: « Aber ein starker Rest eidgenössischer Gesinnung war und blieb unzerstörbar, noch mehr im gemeinen

Volk als bei den Regenten » (57). Mit gutem Recht betont B. auch, daß Basel in damaliger Zeit erstaunlich wenig Fälle von Zauberei kannte, was zum guten Teil ein Verdienst der Universität war (60). Der Verlauf des Bauernkriegs von 1653 ist in der Hauptsache abhängig gewesen von der Entwicklung der Bewegung in Bern und Luzern. Beachtenswert ist auch hier das sorgfältig überdachte Urteil betreffend die Strafverfolgung.

Der Abschnitt über die städtische Revolution von 1691 (71 ff.) ist besonders instruktiv für die Verfassungsgeschichte. Zu beachten ist die Auffassung Bs., daß die handwerklichen Zünftler meist weder politische Fähigkeiten noch Ehrgeiz zeigten und das Regiment gerne den Herren überließen. Es ging anfänglich wenigstens sicher viel weniger um die Frage einer Neuverteilung der politischen Macht, als um die Bekämpfung der Familiencliquen, die B. deutlich aufdeckt. Man geht jedenfalls nicht fehl, im Gegensatz zu einer doktrinären Bewertung der Parteikämpfe im 18. Jahrhundert, wie sie der älteren Geschichtsschreibung eigen war, ähnliche Motive und Entwicklungen für andere eidgenössische Orte anzunehmen.

Gleichsam als Vorspiel zur Revolution tritt uns die Schilderung des 18. Jahrhunderts entgegen. Es ist da viel weniger von Entwicklungen die Rede als von Zuständen. In sorgfältiger Überlegung behandelt B. die wichtigsten Fragen, die wir mit dem Problem der Ursachen der Revolution verknüpfen. Immer wieder begegnet man entweder ansprechender Kleinmalerei städtischen Lebens oder klugen Formulierungen historisch wichtiger Erkenntnisse. Daß in diesem Rahmen ausführlicher auch vom Basler Pietismus die Rede ist, der ja für die Schweiz führend wurde, versteht sich. Schließlich leitet die gute Charakteristik Isaak Iselins über zur Geschichte Basels in der Revolutionszeit. Wer die Diskussion über die Rolle von Peter Ochs in der Geschichtsschreibung der letzten Zeit kennt, — diese Rolle gewinnt angesichts der jüngsten Ereignisse an Aktualität, aber auch an Perspektiven, — wird sicher mit größtem Interesse die Stellungnahme Bs. lesen (102-107, 120). Klar werden Basel und die Waadt in ihrer Bedeutung für die Revolutionierung der Schweiz einander gegenübergestellt. Überhaupt zählen wir diesen Abschnitt zusammen mit der natürlich sehr ausführlichen Darstellung der Dreißiger Wirren und der Kantonstrennung zum Besten des Buches, nicht allein weil hier der Ertrag neuerer, zum Teil persönlicher Untersuchungen des Verfassers eine weitreichende Revision älterer einseitiger Auffassungen ermöglichte, sondern auch die überlegene und abgeklärte Betrachtungsweise Bs. im Bereich dieser umstrittenen Vorgänge voll und ganz zur Geltung kommt. Im einzelnen darauf hinzuweisen, ist uns leider nicht möglich. Aber wer etwa um das Urteil über das Basel vor und nach den Wirren weiß, wird gerade auch dem Kapitel über das innere Leben während der Restaurationszeit (146 ff.) besondere Aufmerksamkeit schenken und sofort spüren, daß die Schematisierung unserer Landesgeschichte mit Begriffen der Mediation und Restauration manche Verzeichnung der geistigen Struktur verschuldet hat. Überall fühlt man, wie gewissenhaft B. die Grundlagen seiner Darstellung ausgearbeitet hat.

Wir müssen uns notgedrungen mit diesen Hinweisen begnügen. Doch möchten wir nachdrücklich hervorheben, daß die Darstellung sich bis zum

Ende auf gleicher Höhe bewegt und eine ebenso spannende wie gerecht abgewogene Geschichte der politischen Parteien Basels bietet, wobei auch die Entwicklung des katholischen Volksteils der Stadt im ganzen eine durchaus angemessene Berücksichtigung findet, trotz der nun einmal unvermeidlichen Kürze der Darstellung. Die Zeichnung der bedeutenden politischen Führer der Parteien nach der persönlichen und sachlichen Seite ist überaus eindrucksvoll. Den Auffassungen Bs. dürfen auch wir in der Hauptsache voll zustimmen.

Beiläufig sei angemerkt, daß wir in der sonst sorgfältigen Bibliographie das anziehende und aufschlußreiche Büchlein von *E. Dürr*, Jacob Burckhardt als politischer Publizist (Zürich 1937) nicht ausfindig machen konnten. S. 29, Z. 4, v. u. lies : hessischer Verstand ; S. 204, Z. 13, v. o. lies Anfänge.

Noch einmal sei unsere Anerkennung für die hervorragende Leistung P. Burckhardts wiederholt. Mit ihr verbinden wir zugleich auch unseren persönlichen Dank an den Verfasser für die vielfache Belehrung, die wir aus seiner geistvollen Stadtgeschichte schöpften.

Oskar Vasella.

Oskar Vasella : Der bäuerliche Wirtschaftskampf und die Reformation in Graubünden (1526 bis etwa 1540). Separatabdruck aus dem Jahresbericht der Hist.-Antiq. Gesellschaft von Graubünden. 1943. 183 SS.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit den sog. Zweiten Ilanzer Artikeln vom 25. Juni 1526, die im Grunde nichts anderes sind als das bündnerische Bauernprogramm in der Zeit der Bauernprogramme. Mehrere Aufsätze des Verfassers in der Zeitschrift für schweizerische Geschichte bilden die Voraussetzung. Es ist nicht möglich, den reichen Inhalt der Arbeit kurz zusammenzufassen, es sollen nur einige Punkte hervorgehoben werden, besonders solche, die die kirchlichen Belange berühren.

1. Die Ilanzer Artikel sind so radikal wie keine anderen *und sie werden durchgeführt*. Sie sind zunächst wirtschaftlicher Art, gehen zurück auf vorreformatorische Verhältnisse und Forderungen, werden dann natürlich verschärft infolge der neuen Predigt. Es handelt sich vor allem um die Zinsen- und Zehntenrechte, insbesondere um die Zinsen für Jahrgedächtnisse ; nach Artikel 4 werden alle Jahrzeiten ohne jeden Vorbehalt aufgehoben. In der Frage der Aufhebung sind sich alle Gemeinden einig, in der religiösen Auffassung hingegen gehen die Meinungen auseinander, je nachdem der alte oder der neue Glaube vertreten wird.

2. In den Stadtkantonen Zürich, Basel, Schaffhausen, teilweise auch Bern, werden die Jahrzeitstiftungen für Armenzwecke bzw. Kirchen- und Schulzwecke verwendet. In Graubünden setzen die Bauern ihre Forderung durch, daß das Kapital an die Stifter bzw. deren Erben zurückgegeben wird. Ähnlich verfährt man in Graubünden mit den Gütern der aufgehobenen Klöster.

3. Die Folge ist : die Bündner Kirche verarmt. Die neue Kirche hat keine genügenden Mittel, sie ist gezwungen, ganz ungenügende oder ungebildete Leute im Kirchendienst anzustellen. Anders liegen die Verhältnisse

im Engadin, das erst verhältnismäßig spät zur neuen Lehre übertritt und das Kirchengut retten kann. So wird das Engadin führend im bündnerischen Protestantismus: es hat den größten Nachwuchs an Predigern und die gebildetsten Leute.

4. Der Kampf richtet sich vor allem gegen die Klöster: nach Artikel 5 werden sie praktisch aufgehoben. Weitgehend herrscht Abneigung gegen die Klöster, teils aus politischen Gründen (Disentis), zum Teil sind wirtschaftliche und dann religiöse Gründe maßgebend (S. 135).

5. Wertvoll sind die Ausführungen über das gesteigerte Verlangen nach Seelsorge, das sich in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. in der Stiftung von zahlreichen Kaplaneien seitens bäuerlicher Gemeinschaft kundgibt. Der Bauer wollte den religiösen Trost der Kirche nicht entbehren. So kommt es zur Abtrennung von Kaplaneien von der Pfarrkirche und ihrer Verselbständigung, um den Bedürfnissen der Seelsorge besser gerecht zu werden.

Auch sonst finden sich manche interessante Einzelheiten, z. B. der Bericht des Italieners Spavento über die gewaltige religiöse Aufregung in Chur zu Ostern 1525 (S. 21 f.); in Ilanz wird Deutsch gepredigt, die Luviser verlangen aber für sich einen welschen Prediger (150).

Ich hätte gewünscht, daß auch der Appendix der Ilanzer Artikel abgedruckt wäre. Die Schrift bildet einen wertvollen Beitrag zur Aufhellung der Reformationsgeschichte, nicht bloß in Graubünden, sondern auch vielfach für die deutsche Schweiz.

Freiburg.

P. Gabriel M. Löhr O. P.

Hugo Rahner: Abendländische Kirchenfreiheit. Dokumente über Kirche und Staat im frühen Christentum. = Menschen der Kirche in Zeugnis und Urkunde, hrsg. von Hans Urs von Balthasar. 3. Bd. 378 S. Benziger und Cie. Einsiedeln 1943.

Hugo Rahner ist ein anerkannter Kenner der alten Kirchengeschichte, der keiner langen Einführung mehr bedarf. Im vorliegenden Werk unternimmt er es, den Kampf der alten Kirche um ihre Freiheit von staatlicher Bedrückung auf Grund der Dokumente selbst aufzuzeigen. Als Quellen, die der Verfasser wenn immer möglich selbst reden läßt, kommen in Betracht: Gebete, Apologien und vor allem Papstbriefe. Darin liegen — um es vorweg zu sagen — Wert und Eigenart des Buches.

Den Werdegang der abendländischen Kirchenfreiheit gruppieren Rahner nach fünf Etappen. Einleitend behandelt er das Verhältnis von Kirche und Staat zur Zeit der Märtyrer. Deutlich hebt er anhand der Dokumente heraus, daß die Kirche von Anfang an gewillt war, dem Staat zu geben, was ihm gebührt. Das Jahr 313 bildet den ersten bedeutenden Einschnitt. Es brachte das Toleranzedikt Konstantins des Großen. Das war die Geburtsstunde der abendländischen Kirchenfreiheit. Konstantin beließ es jedoch nicht bei der bloßen Duldung des Staates der Kirche gegenüber. Für ihn war die Kirche das auserwählte Werkzeug der kaiserlichen Einheitspolitik. Die ersten Auswirkungen der konstantinischen Auffassung waren die

arianischen Glaubenskämpfe des 4. Jahrhunderts. — Die dritte Etappe ist charakterisiert durch die Scheidung der beiden Gewalten im Kampf mit dem werdenden Cäsaropapismus. Drei große Päpste treten in der Auseinandersetzung führend auf: Innozenz I., Leo I. und Gelasius I. — Die vierte Etappe ist ausgefüllt vom Kampf des Papsttums gegen den Cäsaropapismus Justinians I. (527-565). Es ist die Periode des «leidenden Papsttums», in der die Vigiliustragödie sich abspielt. — Die letzte Etappe umfaßt die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert. Rahner überschreibt sie mit den bezeichnenden Worten «Rom und Byzanz». Wiederum ist es ein Waffengang des «leidenden Sieges», der unter dem Märtyerpapst Martin I. (649-653) seinen Höhepunkt erreicht. Die Bilderkämpfe des 8. Jahrhunderts und das Schisma des Photius deuten bereits auf den unheilvollen Bruch zwischen Rom und Byzanz hin, der sich im 11. Jahrhundert endgültig vollzogen hat.

So rollt Rahner, mit Hilfe gut ausgewählter und in flottes, fließendes Deutsch übertragener Dokumente, das brennende Problem von Kirche und Staat im frühen Christentum auf. Der Leser gewinnt aus den Quellen selbst ein lebendiges Bild vom dramatischen Verlauf der grundlegenden Kämpfe der beiden Gewalten. Besonders lehrreich sind die einleitenden Kapitel, die der Verfasser den einzelnen Etappen vorausschickt. Sie ermöglichen erst recht, die Dokumente richtig zu verstehen und in ihre Zeit hineinzustellen. Nebenbei wird der aufmerksame Leser noch eine Reihe anderer Probleme und Fragen angedeutet finden, was die Lektüre des Werkes zu einem großen geistigen Gewinn macht. Dafür verdient der Verfasser alle Anerkennung und Dank.

Luzern.

Johann Baptist Villiger.

Bruckner A. und B. : Schweizer Fahnenbuch. Vorwort von Bundesrat Etter. Geleitwort von General Henri Guisan. B. I. 175 S. mit 88 Tafeln und über 600 Abb. im Text. B. II. 80 S. Nachträge, Zusätze, Register, mit 21 Abb. St. Gallen, Zollikofer. B. I. Fr. 75.—; B. II. Fr. 22.—.

Das Prachtwerk, das uns A. Bruckner und seine kunstverständige Gemahlin geschenkt, und dem der wagemutige St. Gallerverlag unter großen finanziellen Risiken eine wirklich großzügige Ausstattung gab, ist der schweiz. Armee gewidmet. Dieses Fahnenbuch hat auch dem Freund und Erforscher unserer schweiz. Kirchengeschichte viel zu sagen und soll darum in dieser Hinsicht etwas gewürdigt werden.

Die Fahne war seit ältesten Zeiten religiöses Symbol, schon bei den heidnischen Völkern, aber auch bei den christlichen Herrschern. Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Fahne als religiös bestimmtem Zeichen ist das *Labarum*, das Konstantin Gr. 325 zum Reichsbanner erhob; bis heute ist es die Grundform der Kirchenfahne geblieben. Aus ihm ist aber auch das mittelalterliche freischwebende Kreuz auf Purpur entstanden; und dieses ist wieder Ausgangspunkt für unser weißes Schweizerkreuz auf rotem Grund als Wappen und Bannerzeichen, in Zusammenhang vor allem mit dem Mauritiuskreuz und der Verehrung der Thebäer, die

nach Bruckner durch das alte Bern in seiner unentwegten Burgunderpolitik wesentlich gefördert wurde. Auf Berns Betreiben sammelten sich bei Laupen, wie Justinger erzählt, die Eidgenossen unter dem Zeichen des Kreuzes zur Schlacht; daß dabei « die Anrufung der Thebäischen Heiligen als Feldgeschrei » erfolgte, läßt sich allerdings aus dem Berner Chronisten nicht belegen. Der Zusammenhang des Thebäerkultes mit der Geschichte Berns wäre indes weiterer Untersuchung wert.

Für die religiöse Bedeutung der Kriegsfahne spricht deutlich die weitverbreitete Übung, eroberte Feldzeichen in der Kirche aufzuhängen, gewissermaßen als Weihegeschenke an den höchsten Kriegsherrn. Mit Gott und seinen Heiligen steht insbesondere unser schweiz. Fahnenwesen durch all die Jahrhunderte in engster Verbindung. Wenn Justinger über die Schlacht bei Laupen schreiben kann: « in dem namen gottes, siner lieben muter sant Marien und des heiligen überwinders sant Vincencyen ... zogen sie us mit iren panern », so klingt daraus der berechtigte Stolz einer großen kath. Vergangenheit. Aber die Stelle hat auch sonst einen tiefen Sinn; denn alle diese Banner zeigten, wie erwähnt, im Schweizerkreuz das Zeichen des Erlösers. Es ist indes auffällig, wie auch auf andern Bannern schweizerischer Herkunft das religiöse Motiv stark vertreten ist. Der hl. Fridolin bei den Glarnern, der Bischofsstab der Basler, der doppelte Petrusschlüssel der Nidwaldner brauchen kaum erwähnt zu werden. Das Fahnenbuch gibt aber eine große Reihe von Beispielen, die nicht allgemein bekannt sein dürften. So zeigt das Hochgerichtsfähnlein von Lugnez die Mutter Gottes mit dem Kind und den hl. Mauritius zu Pferd, jenes von Disentis den berittenen St. Martin mit dem Bettler, Stein a. Rhein den Drachentöter St. Georg, und daneben auf einem Felsen kniend die Mutter Gottes, Diessenhofen seinen hl. Dionysius, die Landschaft Safien überaus wirkungsvoll das Agnus Dei.

Eine Eigenart schweiz. Fahnenkunst, aber wohl italienischen Ursprungs, ist das Freiviertel, oder gebräuchlicher, *Eckquartier*. Es sind meist gemalte oder gestickte Darstellungen religiösen Inhalts, die großenteils auf Verleihungen von Päpsten, vor allem Sixtus IV. und Julius II. zurückgehen und vielfach künstlerisch hervorragend gearbeitet sind. Das Urner Landesbanner z. B. weist schon im 13.-14. Jahrhundert im Eckquartier die Kreuzigung Christi mit Maria und Johannes auf, ein Motiv, das auch auf späteren Bannern wiederkehrt, so dem von Schwyz, Nidwalden, vom Entlebuch usw. Andere Eckquartiere enthalten Bilder aus dem Leben Christi und seiner hl. Mutter: Basel erhält in erhabener, perlenbesetzter Stickerei Mariae Verkündigung, Zürich Mariae Krönung, Schwyz die Madonna im Strahlenkranz, Bern die Anbetung der drei Weisen, Freiburg die 6. Station des Kreuzweges.

Daß auch die *Zünfte* mit Vorliebe ihre Patrone im Banner führten, weist auf die große Rolle hin, welche bei ihnen das religiöse Leben bei all ihren wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen spielte. Das Banner der Weinleutezunft in Bern zeigt den hl. Papst Urban mit Pedum und Traube; die Rheinfelder Schiffsleute, Flösser und Fischer verehren Maria mit dem Kind; die Bäcker haben den hl. Homobonus im Banner, die

Maurer St. Theodul, die Berner Metzger das Agnus Dei. Daß die Älpler ihren hl. Wendelin als Fahnenbild wählen, wird man fast selbstverständlich finden, weniger dagegen, daß z. B. eine weltliche Vereinigung wie die Zofinger Narrengesellschaft neben zwei Narrengestalten Maria mit dem Kinde führt.

Religiöse Darstellungen finden sich sehr häufig ferner auf den *militärischen* Fahnen der späteren Zeit. Auch hier werden oft die Kirchenpatrone einer Gegend oder Gemeinde bevorzugt. So sehen wir auf einer Bataillonsfahne von Reiden aus dem 18. Jahrhundert Johannes den Täufer als Ortspatron, St. Jakob zu Pferd als Patron von Uffikon, dazu die hl. Margaretha mit dem Drachen an der Kette. In Luzern stellt sich im 17. Jahrhundert eine Kompagnie unter den Schutz des hl. Nikolaus, eine andere nimmt die Verkündigung Mariae ins Banner; die Standesfahne von 1769 zeigt die Himmelskönigin im Strahlenkranz, umsäumt vom dreifachen Rosenkranz. Diese religiösen Motive begegnen uns übrigens nicht nur in kath. Landesteilen. Das sog. Villmergerfähnlein aus der Waadt enthält noch im 17. Jahrhundert den hl. Antonius den Einsiedler mit Kreuz und Glöcklein; der Bannerherr von Davos trug auch im 18. Jahrhundert das Bild der Muttergottes mit dem Kind und der des Ober-Engadins selbst noch 1827 eine seltene Darstellung des hl. Luzius als Greis in einem Buche lesend. Bei den Schweizerregimentern in fremden Diensten sind die profanen Symbole häufiger. Doch kommen auch hier Bilder der hl. Dreifaltigkeit, der Gottesmutter, des hl. Johannes vor, besonders bei den Truppen im Solde Frankreichs.

Neben den bildlichen Darstellungen sind zeitweise die *Devisen* sehr beliebt. Auch sie enthalten nicht selten fromme Anrufungen. Unter dem altchristlichen Wahlspruch: *In hoc signo vinces* rückten einst die Luzerner nach Marignano aus. Das Lausanner Kontingent folgte seit 1760 seinem Banner mit der Devise: *Brachium Dei fortitudo nostra. En Dieu espoir.* Die Schützenfahne von Moudon aus dem Jahre 1766 erklärt: *Si Deus pro nobis, quis contra nos?* Und die Schaffhauser Dragoner hielten noch 1713 den Wahlspruch der Stadt hoch: *Deus spes nostra est.* Sehr schön fleht die Anrufung der Uznacher 1619 neben dem Bild der gekrönten Himmelskönigin in der Strahlenmandorla: *O mater Dei memento mei;* die Bruderschaft der Winzer von Vevey bekennt sich auf ihrer Fahne noch 1744 zu dem alten christlichen Grundsatz: *Ora et labora.*

So stellt sich das Schweizer Fahnenbuch nicht nur in den Dienst der Landesgeschichte; es erweist sich auch als wertvolles Hilfsmittel für die Förderung kirchengeschichtlicher Studien, der Patroziniumsforschung, der Hagiographie, Ikonographie, Heraldik usw. Die überaus sorgfältige, reiche Ausstattung läßt übrigens an sich schon die Benützung des Werkes zum Genuß werden. Schade, daß der Fahnenkatalog mit seinen oft seitenlangen Verzeichnissen einzelner Orte nicht mit Kolumnentiteln versehen wurde. Der Preis des Werkes mag für eine Privatbibliothek hoch erscheinen, muß aber mit seinen vielen Farbtafeln und einer wahren Fülle sonstigen Bildmaterials als mäßig bezeichnet werden.

P. Gall Heer.

Das Leben des hl. Robert von Molesme. Eine Quelle zur Vorgeschichte von Citeaux. Untersucht und herausgegeben von Kolumban Spahr S. O. Cist. Freiburg i. d. Schweiz. 1944. Paulusdruckerei. **XLIX-48 Seiten.**

Vorliegende Arbeit ist eine Dissertation der Innsbrucker philosophischen Fakultät, die Umstände halber erst jetzt erscheinen konnte. Hauptzweck ist eine kritische Edition der Vita S. Roberti. Dementsprechend umfaßt sie zwei Teile: Prolegomena und Textedition mit kritisch-historischem Apparat. Eine Charakteristik Roberts auf Grund der Vita erfolgt nicht, da sie nicht beabsichtigt war. Dem Zweck der Arbeit entsprechend werden die Handschriften eingehend besprochen, mit einander verglichen und in ihrem Abhängigkeitsverhältnis dargestellt. Maßgebend ist Hs D (Dijon) aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Aus dem Abschnitt: Textgestaltung hebe ich die Ausführungen über den sog. Cursus in der Vita hervor, die manchen interessieren dürften. Im Abschnitt VI geht P. Kolumban den Quellen der Vita nach und sucht das Legendarische vom Geschichtlichen zu scheiden. Allgemein wichtig ist der Abschnitt: Geschichtliche Beurteilung der Vita, die ja erst 1221 anlässlich der Heiligsprechung Roberts, 100 Jahre nach dessen Tode, verfaßt wurde. Das wertvollste Ergebnis ist dieses, daß die Vita sich anschließt an die Erzählungen Gregors d. Gr. über den hl. Benedikt (Lib. Dialog. 2): Robert wird in Parallele zu Benedikt gestellt, seine klösterlichen Erfahrungen und auch Mißerfolge denen des heiligen Benedikt angeglichen. Daraus ergibt sich, daß, wenn auch die berichteten Tatsachen im allgemeinen historisch sind, die *Umstände* es nicht zu sein brauchen. Vor allem: « Es darf nicht mehr aus der Vita die Folgerung gezogen werden, Citeaux sei durch den Verfall von Molesmes Klosterzucht gegründet worden » (S. **XLIX**), wie noch Bihlmeyer in seiner Kirchengeschichte 2,216 (1940) behauptet. Ich hätte gewünscht, daß dieses kleine, aber wertvolle Kapitel weiter ausgeführt worden wäre. Doch der Verfasser stellt eine weitere Ausführung dieser Gedanken in Aussicht (S. **XLIX**).

Die Textausgabe geschieht peinlich genau mit allen Mitteln und Kunstgriffen moderner Editionstechnik. Man könnte sich fragen, ob nicht darin des Guten zu viel geschehen sei, vor allem in den letzten Kapiteln (von 15 ab), da diese doch durchweg legendarisch sind (S. **XLVII**). Der Edition schließt sich eine Mirakelsammlung an und ein Vitentext, die beide bisher nicht veröffentlicht waren. Als Schluß ein sehr sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis der Namen und Sachen. Mit einem Wort: eine saubere Arbeit, die als Vorbild dienen kann.

Freiburg.

P. Gabriel M. Löhr O. P.

Mélanges d'histoire et de littérature offerts à M. Charles Gilliard, à l'occasion de son 65^e anniversaire. XXXII-718 p., F. Rouge et C^{ie}, Lausanne 1944.

Le superbe volume de Mélanges que, sous l'initiative de M. Louis Junod, archiviste d'Etat à Lausanne, et de M. Sven Stelling-Michaud, les amis de M. Charles Gilliard lui ont offert — c'était peu de mois avant

sa mort — dépasse notablement par ses dimensions et le nombre (60) des études qu'il renferme les proportions que comportent d'ordinaire les publications de cette nature. Aussi bien ne saurait-il être question de présenter ici chacun de ces travaux : nous en tenant au caractère de notre revue, nous nous bornerons exclusivement aux articles concernant l'histoire ecclésiastique.

M. Paul-E. Martin examine (p. 82-92) la thèse de M. Georges de Manteyer, qui, dans une étude parue à Gap, en 1924, conclut à la création de la *civitas* de Genève sous Gratien, en 378-79, en même temps que celle de Grenoble ; hypothèse séduisante, dit M. Martin, et parfaitement admissible. M. de Manteyer suppose ensuite que Domnin aurait été, dès 379, le premier évêque des deux cités nouvellement créées de Grenoble et de Genève. Avec Mgr Besson toutefois, M. Martin estime trop sujette à caution la liste des évêques de Genève à laquelle l'auteur se réfère pour qu'on puisse identifier son 2^e évêque, Dominius, avec Domninus, premier évêque connu de Grenoble. C'est bien vers 350 que l'Eglise de Vienne a fondé celle de Genève, c'est-à-dire organisé en diocèse indépendant une communauté chrétienne dans laquelle la foi avait été apportée — et par elle en Helvétie — de Lyon, très probablement dès la 2^e moitié du II^e siècle. Le premier évêque connu de Genève demeure Isaac, vers 400, et c'est également de la fin du IV^e siècle et du début de V^e que datent les premiers documents archéologiques nettement chrétiens de la région genevoise.

M. le docteur Bach, l'auteur du splendide volume sur la cathédrale de Lausanne qui vient de paraître dans la collection des *Monuments d'art et d'histoire de la Suisse*, consacre une vingtaine de pages (p. 114-132, avec une planche) aux trois ambons de Baulmes, de Saint-Maurice et de Romainmôtier. Du 1^{er}, un fragment avait été signalé en 1861 ; on l'a retrouvé — car il s'était égaré depuis — avec trois autres en 1937 ; celui de Saint-Maurice avait été mis à jour après le fragment de Baulmes, et celui de Romainmôtier en 1905. M. Bach est convaincu que les trois sortent du même atelier. Il les décrit minutieusement, accumule un nombre impressionnant de rapprochements quant à chacune de leurs particularités et conclut qu'ils datent du milieu du VII^e siècle, de l'époque où le comte Chramnélène fonda le monastère de Baulmes et construisit celui de Romainmôtier pour remplacer et vivifier, par l'introduction de la règle columbanienne, celui qu'avait fondé naguère saint Romain.

M. François Ganshof (*Une crise dans le règne de Charlemagne*, p. 133-145), après avoir fait remarquer, à la suite surtout de M. R. Fawtier, que l'attaque, par les Basques, le 15 août 778, de l'arrière-garde de l'armée envoyée par Charlemagne pour soumettre l'Espagne du nord, avait abouti à une défaite beaucoup plus importante qu'on ne l'admettait jusqu'ici, et que les Saxons avaient profité de ce désastre pour entrer de nouveau « en dissidence », si bien que la puissance carolingienne fut alors à deux doigts de sa perte, souligne avec quelle fermeté d'âme Charlemagne prit immédiatement les mesures nécessaires pour conjurer le danger et prévenir d'autres rébellions. Il organisa une campagne contre les Saxons, qui furent taillés en pièces. Il remplaça les officiers peu sûrs par des comtes en qui

il pouvait avoir toute confiance. Il eut l'occasion de se convaincre de la fidélité des évêques rencontrés en cours de route ou convoqués à Chassenueil. Il plaça des abbés francs à la tête des monastères d'Aquitaine et envoya dans les mêmes contrées de nombreux *missi dominici* originaires de *Francia*. A l'issue d'une importante réunion de personnages ecclésiastiques et laïques, il promulga, en 779, à son palais d'Héristal, un *Cartulaire*, qui est une charte constitutive donnée à tous les territoires de l'ancien royaume franc et qui débute par un groupe d'articles dominés par la préoccupation de raffermir l'autorité et la discipline ecclésiastiques : pouvoir des métropolitains sur les évêques, de ceux-ci sur le clergé de leur diocèse, observance de la règle dans les monastères. Il introduit un régime nouveau des biens d'Eglise donnés en bénéfice par le roi à ses vassaux. Dès l'année suivante, on pouvait considérer la crise comme terminée : Charlemagne « pourra entreprendre une véritable conquête de la Saxe, entraînant l'annexion du pays au royaume franc et la conversion des habitants au christianisme. Il pourra continuer de jeter à tous égards les bases de son *Imperium Christianum* ».

M. Charles Roth, en prenant comme base le *Cartulaire* de Lausanne, dont il prépare une nouvelle édition, examine cette question : à quel moment commençait l'année à Lausanne pendant la première moitié du XIII^e siècle (p. 158-166), et conclut que, contrairement à ce qu'on admettait ordinairement, à la suite surtout de M. E. L. Burnet, le style de l'Annunciation, calcul florentin — celui qui deviendra plus tard le *stylus curiæ Lausannensis* — n'était pas le seul en usage, mais qu'on rencontre aussi simultanément et plus fréquemment, même dans des actes portant la mention : *anno ab incarnatione Domini* ou *incarnationis dominice*, le style de Pâques, c'est-à-dire celui qui était en usage dans l'archidiocèse de Besançon et en Savoie, celui qui prévalut à Genève au cours du XIII^e siècle et dont il y a des exemples aussi à Saint-Maurice ainsi qu'à la châtellenie de Chillon.

Se basant sur le dépouillement des actes notariaux de la ville de Bologne des années 1265-1300 (une centaine de volumes), M. S. Stelling-Michaud y trouve attestés 24 jeunes gens originaires du pays de Vaud, qui étaient venus étudier le droit, soit civil, soit canonique, dans la célèbre université italienne (*Etudiants vaudois à Bologne au XIII^e siècle*, p. 187-204). Des renseignements fournis par ces actes, dans lesquels ces étudiants figurent soit comme parties, soit comme témoins, il tire quelques conclusions sur leurs ressources financières, leurs dépenses, leur activité. Il consacre ensuite à chacun d'eux une notice biographique, ajoutant aux renseignements puisés aux archives de Bologne ceux que fournissent les historiens ou les archives de nos cantons romands.

M. Oscar Vasella (*Über das Konkubinat des Klerus im Spätmittelalter*, p. 269-283) émet, à l'occasion surtout des travaux de Jos. Löhr, des considérations d'ordre général sur le concubinat du clergé à la fin du moyen âge, sur les difficultés que présente le problème et ce qui reste à faire pour que l'on puisse arriver à des conclusions certaines. Il consacre les dernières pages de son article à un exemple concret et typique : celui

d'un ecclésiastique des Grisons, Christophe Räzünser, curé de Flims, qui illustre le problème étudié par son cas personnel et, au surplus, par celui de sa famille. Aux trois diocèses de Constance, Bâle et Coire, possédant, nous dit l'auteur (p. 271, n. 1), des sources manuscrites relatives à cette question du concubinat des prêtres, il convient d'ajouter celui de Lausanne, pour lequel tout spécialement les testaments, conservés en grand nombre, fournissent, en marge des ordonnances édictées par les autorités civiles (Cf. cette *Revue*, 1937, p. 331 sq.), des renseignements significatifs.

M. Léon Kern consacre quelques pages (p. 296-301) au moine imprimeur Henri Wirzburg, originaire de Vach (en Bavière vraisemblablement, près de Fürth) qui, après avoir travaillé à Genève en collaboration avec Adam Steinschaber, entra, en 1481 au plus tard, au prieuré clunisien de Rougemont, et qui fut ensuite — la similitude des noms ne permet pas d'hésiter sur cette identification — prieur d'Istein, de 1484 jusqu'en 1504 tout au moins.

Sans attendre l'achèvement, retardé par la guerre, du t. VI de l'édition critique de Zwingli, M. Léonard von Muralt (*Zwingli als Begründer der reformierten Berner Kirche*, p. 325-330) signale un autographe que le réformateur zurichois écrivit, vraisemblablement à Berne, à la fin de janvier 1528, avant de rentrer de la Dispute qui venait d'avoir lieu dans cette ville. C'est M. le Dr Zweig de Salzbourg qui a trouvé cet écrit (3 ½ pages in folio) chez un antiquaire et qui l'a signalé à la Bibliothèque Centrale de Zurich. Zwingli n'avait pas participé à la séance qui réunit à Berne, le 27 janvier, les deux Conseils de la ville, les présidents de la Dispute et le clergé bernois, mais il fut vraisemblablement mis au courant, par ses amis, des décisions prises et prié de préparer l'ordonnance de l'introduction de la Réforme à Berne. Le fait est que les différents articles dont cette ordonnance se compose reproduisent, en partie mot à mot, le texte proposé par Zwingli, qui peut donc en être considéré comme l'auteur, et dès lors — c'est le titre même donné par M. de Muralt à son travail — comme le fondateur de l'Eglise réformée bernoise. La conclusion est évidemment d'importance. L'auteur a cru devoir ajouter en terminant que, Berne ayant eu le rôle que l'on sait dans l'introduction de la Réforme dans le Pays de Vaud, on peut dire que c'est en somme Zwingli qui a fait se rejoindre, en cette mémorable année 1528, la Suisse orientale et occidentale. « Des liens, dit-il, ont alors été établis entre la partie alémanique et romande de notre pays, qui ont opéré bien au-delà de l'année de leur création, et qui, rapprochant ces deux fractions et les délimitant, par opposition aux peuples voisins qui parlaient la même langue, ont créé une nouvelle nation helvétique. » L'affirmation pourrait se soutenir si, au milieu de pays demeurés exclusivement catholiques, la Suisse tout entière était devenue protestante, ou *vice versa* ; mais comme tel n'a pas été le cas, l'introduction de la Réforme dans la majeure partie de nos cantons aurait pu, bien au contraire, compromettre à tout jamais l'unité de la Suisse.

Quand Fribourg voulait un port sur le Léman (p. 331-343). Sous ce titre, M^{me} Jeanne Niquille raconte très clairement et très loyalement un des épisodes de la délicate affaire que constitue l'attitude de Fribourg lors

de la conquête de 1536. Vevey, bourg savoyard, appartenait, avec le Bas-Valais, non pas au Pays de Vaud mais au Chablais. C'est donc illégalement que Nægeli, le capitaine des armées de Berne, à qui la violation, par le Duc, du traité de St-Julien donnait des droits sur le Pays de Vaud, avait sommé Vevey de se rendre. Affolée, la ville des bords du Léman demanda le secours des Valaisans ; mais ceux-ci, occupés de leur côté à conquérir une partie du Chablais, déclinèrent l'invitation et proposèrent à Vevey de se donner à Fribourg. L'offre était tentante pour notre cité. Il fallait cependant redouter l'opposition des cinq cantons catholiques, qui ne voyaient pas de bon œil cette offensive contre le catholique duc de Savoie, leur allié. Lucerne, consulté par Fribourg, conseilla d'agir par voie diplomatique plutôt que par intervention armée. C'était le contraire de ce que désirait Berne, qui souhaitait avoir les soldats de Fribourg à ses côtés, afin de n'avoir pas le nom d'être seule à lutter contre le Duc, et qui, à cette condition, était prête à faire des concessions d'ordre territorial. Entre temps, Vevey se rendit à Nægeli, après avoir reçu la promesse qu'elle pourrait conserver la foi catholique. Malgré cette reddition, Berne était disposée à céder Vevey à Fribourg, dont les troupes s'étaient, ainsi qu'elle le désirait, mises en campagne ; mais Nægeli s'y opposa formellement : Fribourg dut s'incliner et « renonça définitivement au pays du bleu Léman ».

Examinant l'organisation par les Bernois de l'Eglise réformée du Pays de Vaud (*Les premiers inventaires des paroisses vaudoises*, p. 344-355), M. Robert Centlivres compare la table des paroisses vaudoises de la fin du XV^e siècle publiée ici-même (1941, p. 274 sq), avec deux listes conservées aux archives cantonales vaudoises : l'une de 1540 et l'autre de 1558. La conclusion est que les paroisses catholiques n'ont de loin pas été toutes maintenues : les 135 qui existaient en 1495 n'ont donné naissance, à s'en tenir à la liste de 1540, qu'à 70 paroisses réformées. A la différence des premières, celles-ci ne comprennent en général qu'un seul ecclésiastique : le pasteur, tandis que « à part le curé, chaque paroisse (catholique) avait son vicaire et ses altariens, desservants des diverses chapelles » (p. 346). C'est trop dire : le vicaire était le prêtre résident, celui qui desservait effectivement la paroisse au nom de celui qui en était nominalement le curé, mais qui, ordinairement, ne résidait pas ; les chapelains, de leur côté, n'habitaient pas nécessairement toujours là où ils avaient des messes à célébrer et il arrivait que même un vicaire se fit remplacer à son tour. M. Centlivres dit (p. 349, n. 5) que Dommartin ne se trouve pas sur les listes que nous avons publiées. Ce n'est pas tout à fait exact : Dommartin se trouve régulièrement sur toutes les listes depuis le pouillé du Cartulaire de Lausanne jusqu'en 1397 inclusivement ; puis la paroisse disparaît : elle n'est mentionnée ni dans la visite de 1416, ni dans celle de 1453, ni dans la suite, jusqu'en 1536, où le curé de Dommartin, comme le remarque M. Centlivres, est convoqué à la Dispute de Lausanne. Une paroisse peut, à titre exceptionnel, manquer dans une liste, par suite d'une vacance, du décès du titulaire, etc. ; mais si la lacune persiste pendant tout un siècle, on est bien obligé d'admettre que, pour une raison à déterminer par celui qui en étudiera spécialement l'histoire, elle avait été temporairement ou définitivement supprimée.

M. Antoine Largiadèr (*Zürich und das Waadtland*, p. 377-386) examine l'attitude de Zurich quant à la reconnaissance de la conquête du Pays de Vaud. Berne s'efforçait d'obtenir à ce sujet le *placet* de la Suisse et de l'étranger. Les cantons catholiques évitaient naturellement de se prononcer. Fribourg se trouvait dans une situation particulièrement délicate, s'il voulait ne pas froisser ses coreligionnaires et cependant conserver ce que, lors de la conquête, il s'était approprié, avec l'assentiment de Berne. Les préoccupations d'ordre religieux finirent par passer à l'arrière-plan et l'extension de Berne vers l'ouest fut, avant la fin du XVI^e siècle, reconnue par l'ensemble des cantons suisses. M. Largiadèr s'est appliqué à souligner la part qu'avait eue Zurich dans ce résultat.

Le travail de M. Largiadèr n'a évidemment que des rapports assez lointains avec l'histoire ecclésiastique. Inversement, celle-ci aura à glaner des renseignements dans des études telles que celle de M. Marc Chapuis sur la portée du terme « reconnaissance, *recognitio* » (p. 146-157), ou dans l'article de M. Alfred Poulain, qui raconte comment la superbe bible du XIII^e siècle, dite Bible Porta, du nom de son avant-dernier possesseur qui l'avait rapportée d'Italie, est devenue, vers le début du XIX^e siècle, propriété de la Bibliothèque cantonale vaudoise (p. 180-186). Il y a également quelques renseignements d'ordre ecclésiastique à tirer des pages de M. Frédéric Barbey, consacrées à Orbe de 1475 à 1500 (p. 284-195).

Dans la 2^e partie du volume, celle qui a trait à la période allant d'après la Réforme jusqu'à nos jours, plusieurs études abordent des sujets d'ordre religieux, mais dans le cadre interne du protestantisme. Enfin, l'avant-dernier travail, dû à M. Chanan Lehrmann (*Réflexions sur l'histoire juive par rapport à l'histoire universelle*, p. 663-674) souligne les mérites des Israélites à travers les siècles. Il les tient en très haute estime : ils ont été, entre « des peuples et des continents qui vivaient quelquefois sans compréhension l'un pour l'autre... un expédient quasi providentiel pour les relier... des médiateurs pour la continuité de la pensée humaine dans le temps et dans l'espace » (p. 664). L'auteur devait naturellement rencontrer le christianisme au cours de son exposé, et l'on pouvait se demander comment il l'apprécierait. « Il ne s'est, dit-il, séparé nettement de la religion mère que depuis le concile de Nicée » (p. 667). Comme Nicée est la proclamation théologiquement précisée de la divinité du Christ, croyance certes partagée par saint Paul, de l'aveu même de M. Lehrmann, qui nous dit que c'est par l'intermédiaire « de saint Paul, alias Saul » que s'est créé le christianisme primitif (p. 670), il aurait pu faire remonter la séparation, en ce qui concerne le point fondamental de notre doctrine, près de 300 ans plus tôt. Il commet d'autres erreurs en descendant le cours des siècles : après l'arrivée des Barbares, écrit-il à la p. 668, « le vrai christianisme n'était connu que par une petite élite du clergé. Les foules, non seulement croyaient en Dieu, mais craignaient encore le diable et les démons... L'Eglise interdit, par le fer et le feu, tout mouvement libre de la pensée. Et la conséquence en est le refrènement de toute vie spirituelle ». Elle évolua heureusement dans la suite : « La scolastique, cette nouvelle fondation du christianisme (p. 670), s'épanouit au XII^e siècle, deux générations environ

après la grande période de la pensée judéo-arabe. Son but est de concilier la science et la foi. Jusqu'alors, l'Eglise avait demandé une soumission inconditionnée aux dogmes : *credo quia absurdum*. Depuis, l'Eglise ne demande plus une obéissance aveugle à des peuples incultes, mais s'adresse à leur intelligence : *intellego et credo* (p. 669). » Certes, M. Lehrmann avait le droit de relever les incontestables mérites que les Israélites se sont acquis au cours des siècles, dans le domaine de la pensée, de l'art, du commerce ; moins que jamais, à l'heure actuelle, la Suisse ne fera de difficulté de les reconnaître ; mais — on a pu s'en convaincre par les quelques échantillons reproduits — la synthèse que nous donne l'auteur est, en plusieurs endroits, par trop simpliste. Son étude détonne un peu dans le cadre de ces *Mélanges*, qui présentent par ailleurs, sur l'histoire suisse presque exclusivement et spécialement pour les périodes particulièrement étudiées par M. Charles Gilliard, de nombreux et, dans l'ensemble, de si bons travaux de détail : abondante moisson et princièlement présentée, qui aura été l'une des dernières joies de celui à qui cette gerbe était présentée et que ceux qui ont été les initiateurs de cette publication se félicitent aujourd'hui de lui avoir procurée.

L. Wæber.